

Fridays for Literature

Hussein Mohammadi *Scheherazades Erben*

edition bücherlese, Luzern 2022

Wenn ich die Fotos sehe, fliegen meine Gedanken nach Afghanistan

Wie kann es sein, dass man Frauen so grundlegend die Rechte entzieht, wie dies nicht nur die Taliban in Afghanistan tun? Den im Iran aufgewachsenen afghanischen Schriftsteller Hussein Mohammadi, der seit fast zehn Jahren in der Schweiz lebt, treibt diese Frage schon lange um. Auch unter den afghanischen Männern, so erzählt er nun in seinem ersten auf Deutsch erschienenen Roman „Scheherazades Erben“, scheiden sich an dieser Frage die Geister, und nicht selten geht die Spaltung mitten durch eine Familie.

Interview: Bernadette Conrad

– Hussein Mohammadi, wieso interessiert Sie das Thema der entrechteten Frauen so sehr?

Es hat mich immer gestört, dass Frauen so viel weniger Rechte haben als Männer. Und das ist weiter so, sogar hier in der Schweiz! Als vor einiger Zeit hier der grosse Frauenstreik stattfand, habe ich zu meinem Arbeitgeber gesagt: Hör zu, ich will an dem Nachmittag frei haben, damit ich zum Frauenstreik gehen kann. Eine Kollegin von mir hat gelacht, aber warum hat sie gelacht? Ich habe eine Mutter, eine Schwester, Kolleginnen; für sie alle gehe ich auf die Straße. Ich habe nicht verstanden, dass sie als Frau das nicht wichtig fand. Männer haben größere körperliche Kräfte, sie gehen zum Militär, - wenn man tief in das Thema hineingeht, wird es kompliziert. Ich habe eine andere Kollegin, die sehr feministisch ist. Einmal habe ich im Spass zu ihr gesagt: Sei ruhig ein bisschen gemässiger. Da hat sie gesagt: du bist ja der viel grössere Feminist! (lacht)

– Welche Erfahrungen haben Sie zu dieser Haltung gebracht? Oder waren es familiäre Vorbilder?

Im Iran wird ständig über diese Ungerechtigkeit zwischen den Geschlechtern diskutiert. Viele finden das unfair und nicht in Ordnung. Es gibt auch immer mehr „illegale Beziehungen“ zwischen Jungen und Mädchen, also Paare, die nicht verheiratet sind. Traditionell muss ein Mädchen warten, bis der

Junge kommt, und ihr einen Heiratsantrag macht. Aber immer wieder werden die Mädchen von ihren Familien in Ehen hineingedrängt, ja, gezwungen. Immer schon habe ich gesagt: Wie kann es sein, dass Männer so viel mehr Freiheit haben?

Ich hatte einen Kollegen im Iran, der mir von dem Mädchen erzählte, das er liebte. Gleichzeitig sagte er, er könne sie nicht heiraten. Warum?, habe ich ihn gefragt. Er erzählte mir, dass er sie gefragt hätte, ob sie Freunde sein könnten, und sie hätte eingewilligt. Und dann hat er sich Sorgen gemacht, was wäre, wenn noch jemand käme, und sie dasselbe fragen würde. Sein Fazit war: So ein Mädchen ist nicht gut zum Heiraten. Seine Familie könne das nicht akzeptieren, sagte er, und diese Familie hat dann auch ein anderes Mädchen für ihn gefunden. Er stimmte zu, die Ehe wurde vereinbart, und dann, in letzter Minute hat er doch gesagt: Ich heirate das andere Mädchen, das ich liebe. Wir haben viel über all das geredet, ich denke, ich habe Einfluss auf ihn gehabt. Man muss sich doch auch vorstellen, wie es einem ginge, wenn man selbst eine Frau wäre, und diesen unglaublichen Unterschied akzeptieren müsste, - es ist einfach nicht fair.

Was meine Familie betrifft, war mein Großvater in einiger Hinsicht ein moderner Mann. In unserer Kultur ist es so: wenn ein Mädchen heiraten will, muss der junge Mann die Familie des Mädchens bezahlen. Mein Großvater hat acht Töchter gehabt, hat aber dieses Geld nie genommen. Wenn ein Anwärter zu ihm kam, weil er eine seiner Töchter heiraten wollte, dann hat er den Mädchen die Freiheit gegeben, Ja oder Nein zu sagen.

- Das erinnert an Ahmad in Ihrem Roman „Scheherazades Erben“: Während er und seine Frau ihre Tochter Masomah liberal und fortschrittlich erzogen haben, ist Ahmads Bruder Eshagh sehr archaisch und traditionell eingestellt und steht den Taliban nahe. Als Masomah der drohenden Zwangsehe entflieht, ist er bereit, seine Nichte zu töten...

Ja, die Geschichte dieses Romans fing an, als ich im Internet über einen Vater in Afghanistan las, dessen Tochter geflohen war; die dann gefunden und zu ihrem Vater zurückgebracht wurde. Der Vater wollte nicht zulassen, dass sie getötet wird, aber irgendwann hat er es nicht länger geschafft, sie zu schützen. Das war vor der Rückkehr der Taliban, es ist vielleicht sechs Jahre her. Ich wollte meine Geschichte aber nicht so traurig enden lassen. Die beiden Brüder in meinem Roman stehen für diese beiden ganz unterschiedlichen Denkweisen, der eine ist sehr radikal, der andere ist moderat und ein moderner Vater. Wenn diese altmodische Art zu denken die Kultur beherrscht, ist es fast unmöglich, dagegen anzukommen, irgendwann gibt man auf. Manche fliehen und haben Glück. Es passiert oft – und die zurückbleibenden Familien sehen das als große Schande an. Leider verjährt diese „Schande“ auch nach zehn Jahren noch nicht. Ich habe einen Bericht gelesen über ein Mädchen, das den Jungen seiner Wahl geheiratet hat und mit ihm nach Kabul gegangen ist. Die Beziehung zur Familie war abgebrochen, weil die es als Schande empfand. Dann hat ihr aber die Familie irgendwann gesagt, wir vermissen dich, es ist alles gut, komm zu Besuch, - und dann ist sie bei ihrem Besuch von Bruder und Vater getötet worden.

- Ist es also ganz realistisch, was sie aus dem heutigen Afghanistan erzählen – und ja sogar aus dem Afghanistan vor der Rückkehr der Taliban?

Es ist nicht nur Afghanistan, an manchen Orten im Iran geht es genauso zu, diese Tragödien passieren da auch. Ich weiss von einer „illegalen Beziehung“, über die der Vater der Tochter sehr wütend war und den Jungen töten wollte, dann ist das Paar nach Afghanistan geflohen. Verwandte haben den Vater beruhigt. Diese Geschichte ist zum Glück gut ausgegangen. Es war auch vor den Taliban so, dass Männer enorm viel mehr Freiheiten haben als Frauen. Sie verlieren mit den Taliban nicht so viel, - aber die Frauen verlieren alles.

Hier im Westen ist es schwer, mit diesen Begriffen der Familienehre und Schande überhaupt etwas anzufangen. Wie denken Sie darüber?

Für mich ist eine „illegale Beziehung“ noch nie etwas Schlechtes gewesen. Und ich denke, man muss über die Dinge reden und Lösungen finden können, ohne zu Gewalt zu greifen. Das ist das normale Leben. Das Thema beschäftigt mich literarisch sehr, ich habe eine Kurzgeschichte geschrieben, in der ich die Rollen von Männern und Frauen mal vertausche und es die Frauen sind, die mehr Rechte haben.

– Ihr Roman ist ja genau jetzt, im Herbst 2022, wieder brennend aktuell: im Fernsehen sieht man Frauen ohne Kopftuch auf der Straße tanzen, die damit mutig und öffentlich gegen den vermuteten Mord an der jungen Iranerin protestieren, die wegen des nicht korrekt getragenen Kopftuches verhaftet wurde. Was empfinden und denken Sie, wenn Sie diese Bilder sehen?

Es tut mir enorm leid, wenn ich sehe, wie die Frauen und auch die ganzen Leute in Iran in Lebensgefahr sind, - einfach, weil sie ihre Rechte einfordern. Wenn ich die Fotos sehe, fliegen meine Gedanken nach Afghanistan. Leider werden immer weiter viele Menschen von den Taliban getötet und bestraft. Aber es gibt keine richtige Stimme und Solidarität, um die Taliban unter Druck zu setzen. Es gibt keine Kamera, keine Medien, um diese geballte Ungerechtigkeit, besonders gegen Frauen, aufzunehmen. Es ist also schwierig, die Welt darauf aufmerksam zu machen. Ich wünsche mir sehr, dass die Menschen im Iran und Afghanistan ihre Rechte irgendwann bekommen.

– Werden es die Frauen sein, die echte politische Veränderungen im Iran bewirken?

Die Frauen haben wie die Männer auch eine Wirkung auf die Zukunft. Im Iran haben die Frauen eine wichtige Rolle. Es gibt viele mutige Frauen, die die Regierung herausfordern. Wenn die Veränderung passieren würde, hätten die Frauen sicher eine bedeutende Rolle dabei. Ich hoffe, dass ihre Geschichte sich bald zum Guten wendet.

– In welcher familiären Situation sind Sie selbst aufgewachsen?

Ich bin in Afghanistan geboren, aber als der Krieg mit Russland ausbrach, ist meine Familie in den Iran geflüchtet. Das war 1989, ich war sehr klein und habe keine Erinnerung daran. Mein Vater ging zurück nach Afghanistan, aber ich habe mit Mutter, Schwester und Großeltern in Teheran gelebt, mein Großvater war Händler. Seither war es so, dass ich in keines der Länder wirklich gehört habe, ich hatte weder einen afghanischen noch einen iranischen Ausweis. Da man mir auch ansieht, dass ich nicht aus dem Iran stamme, wurde ich immer als Fremder gesehen, obwohl ich fast mein ganzes Leben dort war.

Mein Wissen über Afghanistan stammt von Verwandten, aus den Medien, und es gibt auch dieses Gefühl, mehr nach Afghanistan zu gehören als in den Iran. In Afghanistan – wohin ich aber nie mehr reisen konnte – würde ich nicht als Fremder angesehen, und nicht diskriminiert werden. Aber es ist immer noch so, ich habe keinen Pass, aus keinem Land.

– In Ihrer Identität aber sind Sie klar Afghane?

Ja. Ein Freund von mir, der auch in Iran aufgewachsen, sogar geboren ist, hatte Afghanistan noch nie gesehen. Dann ist er vor zwei, drei Jahren nach Afghanistan geflohen, und als er zurückkam, habe ich ihn gefragt, wie hast du dich gefühlt? Es ist wie Nachhausekommen, sagte er, alle sehen wie Afghanen aus, und man fühlt sich ganz normal und nicht fremd. Was mich betrifft, war mein Ziel in den letzten neun Jahren immer nur, wieder mal nach Iran reisen und meine Mutter wiedersehen zu können. Darüber hinaus habe ich gar nicht gedacht.

Ich habe das afghanische Konsulat gebeten, mir wenigstens zu bestätigen, dass ich keinen Pass bekomme. Damit könnte ich zum Migrationsamt gehen und sagen, ich brauche einen vorläufigen Pass! Das wurde abgelehnt. Ich habe nochmal geschrieben, es wurde nochmal abgelehnt. Dann kam Corona, alles wurde noch schwieriger. Viele Afghanen hier haben Verwandte in Afghanistan, die dann von der Regierung diesen Ausweis verlangen könnten; ich habe diese Verwandten aber nicht. Von der Schweiz erhielt ich Bescheid: Im September 2028 wäre es soweit, dann könnte ich einen Schweizer Pass verlangen.

– Sie haben also selbst schon viel Erfahrung mit Entrechtung gemacht...

Als Afghane wird man im Iran diskriminiert. Ich weiß nicht, wie oft ich es in jungen Jahren erlebt habe, dass jemand mich, wenn ich irgendwo anstand, packte und ans Ende der Schlange stellte.

Vor ein paar Jahren hatte ich die Idee zu einem surrealistischen Roman mit dem Titel „Sackgasse“, der sich auf diese Situation bezieht. Ich habe in Teheran lange in einer Wohnung im Souterrain gewohnt. Dort war ich mit ein paar Leuten befreundet, ich wurde nicht als Afghane gesehen. Bis ich draußen auf der Straße war. Es gibt Orte im Iran, an die Afghanen nicht gehen würden. Ungefähr 2 Millionen Afghanen leben im Iran. Wenn man das ganze Leben diskriminiert wurde, empfindet man das leider als normal. Hier in der Schweiz habe ich den B-Ausweis, aber anders als die meisten mit diesem Ausweis habe ich keinen vorläufigen Pass bekommen. Und auch der B-Ausweis ist nicht 100% sicher, wenn man zwei oder drei Jahre nicht arbeitet... Seit 2013 habe ich die Schweiz nie verlassen, ich habe meine Familie nie mehr gesehen. Bisher habe ich die Situation ertragen – wegen der Kunst, meiner Leidenschaft. Aber es ist schwer.

– Wie kam es nun zu Ihrem ersten Buch im deutschsprachigen Raum? Und was bedeutet es für Sie, dass es nun erscheint?

Eine Kollegin hatte mir von dem Verein „weeterschreiben“ erzählt; sie suchten Schriftsteller für Schreibbandems. Ich musste dann persische Texte an „weeterschreiben“ senden, damit sie wussten, dass

ich tatsächlich Schriftsteller bin. Ich habe dann einen Teil des Romans auf Persisch an sie geschickt, er war ja schon fertig geschrieben.

Ich freue mich natürlich – aber ich hatte auch gehofft, nach neun Jahren hier schon viel weiter zu sein. Ich bin ja seit 2013 in der Schweiz. Als ich in Basel auf dem Festival gelesen habe, mit übersetzten Passagen meines Romans, kam erst jemand von der Edition Bücherlese, danach noch der Limmat Verlag auf „weeterschreiben“, und danach auf mich, zu. Diese Chance bekommen Menschen mit fremder Sprache nur schwer – man braucht Glück.

– *Wie sind Sie zum Schriftsteller geworden?*

Als ich im Iran war, habe ich mir vorgestellt, was ich alles sein könnte. Als ich ungefähr achtzehn war, verstand ich: als Schriftsteller kann ich alles sein, Arzt, Pilot, Präsident, sogar ein Verbrecher! Ok, dann schreibst du Bücher, sagte ich mir. Ich hatte die Prüfung bestanden, um an die Universität zu gehen, aber dann verbot die Regierung Afghanen das Studium. Im Jahr vorher war es noch möglich gewesen. Dann habe ich viele Jobs gemacht, aber ich konnte mir kein Leben als normaler Arbeiter vorstellen. Es zog mich immer zur Kunst, zum Schreiben, einfach so, ohne Ziel und Zweck. Psychologische Themen und Fragen haben mich immer interessiert.

– *Welchen Weg sind Sie bisher als Schriftsteller gegangen?*

Im Iran hatte ich schon fünf Bücher geschrieben, aber für zwei davon keine Genehmigung von der Regierung erhalten, sie zu publizieren. Nur das letzte der fünf ist dort veröffentlicht, die „Sinfonie von der Liebe“, eine ganz normale Liebesgeschichte, die niemanden aufregt. Es ärgert mich, dass meine vorigen Bücher nicht erlaubt wurden. Muss man erst ein ganz harmloses Buch schreiben, damit man eine Chance hat, publiziert zu werden?

Meine verbotenen Bücher handelten von der Reise eines iranischen Jungen um die Welt, er ist in Afghanistan, China, USA, Frankreich; in Amerika begegnet er einem Priester, – alles ist natürlich aus meiner Vorstellung geschrieben, ich war noch nie in Europa gewesen. Das andere war ein Krimi, der in Iran und in England spielte. Ich habe gut über Europa und die USA geschrieben – aber das reichte dem Kulturminister schon, um es zu verbieten. Er war streng, radikal; es war die Zeit von Ahmadinedschad.

– *Sie hatten also auch gar nie die Möglichkeit, vom Schreiben zu leben?*

Ich habe immer neben dem Schreiben gearbeitet, in Fabriken. Ich habe gelernt, Elektromotoren zu wickeln, für Lifte zum Beispiel. Und ich habe mein ganzes Leben lang Bilder gemalt und geschrieben – und deshalb war ich mir auch nicht sicher, welches jetzt eher mein Beruf ist, das Malen oder das Schreiben. Ich mache immer noch beides. Inzwischen habe ich viele Bilder gemalt, suche einen Ort für eine Ausstellung. Als ich ein Kind war, hatte die Familie grosses Interesse an meinen Zeichnungen. Aber später waren sie dagegen, dass ich die Kunst zum Beruf mache. Das ist etwas für Reiche, hiess es. Aber sie haben meinen Weg nach Europa dann akzeptiert, weil es offensichtlich war, dass ich meine Träume im Iran nicht leben kann.

– *Was hat Sie in die Schweiz gezogen?*

Ich wollte wegen Henri Dunant und dem Roten Kreuz in die Schweiz. Dieses Land steht für Frieden, habe ich mir gedacht, und einen Asylantrag gestellt. Und viele Sachen in der Schweiz sind auch sehr gut. Inzwischen ist meine Schwester in Deutschland, ich habe Verwandte in Österreich, sie kommen mich manchmal besuchen.

– *Wie schreiben Sie?*

Am meisten beschäftigen mich immer die Figuren. Über sie denke ich lange nach. Ich habe viele Ideen, stecke schon wieder mitten in einem Roman. „Scheherazades Erben“ war anfangs nur eine Kurzgeschichte, diese habe ich dann übersetzen lassen, und dann wurde mir aber geraten, sie zu einem Roman auszubauen. Das war dann ein langer Prozess, ich hatte oft keine Kraft, weil ich auch krank wurde, und meist 100% gearbeitet habe. Es hat drei, vier Jahre gedauert, mit großen Unterbrechungen.

Und dann ist in Afghanistan alles noch viel schlimmer geworden... Im April 2021 haben die Taliban unfassbar schnell die Macht zurückerobert.

Ich war sehr traurig, sehr enttäuscht von allen, den USA, dem Präsidenten; es war ein Riesenschock. Wie kann eine Regierung, die zwanzig Jahre lang Entwicklungen gefördert, Strukturen aufgebaut hat, nun plötzlich alles in Scherben fallen sehen? Es ist sehr, sehr traurig. Eine neue Generation ist herangewachsen, mit Musik, mit Freiheit; Frauen standen in der Öffentlichkeit – und dürfen plötzlich wieder nicht studieren. Afghanistan hat ein schweres Schicksal. Auch meine Familie lebt über die ganze Welt verstreut.

– *Ihr Roman „Scheherazades Erben“ spielt in Kabul, wo Sie seit Kindertagen nie mehr gewesen sind. Wieso spielt Ihr Buch an einem Ort, den Sie eigentlich gar nicht kennen?*

Ich habe im Iran Bücher geschrieben, die in Europa spielten – ich versuche, mir diese unbekannt Orte vorzustellen. Der Körper ist an einem Ort, der Kopf aber ist woanders. Ich lese viel aus Afghanistan. Auch der Roman, an dem ich gerade schreibe, spielt wieder in Afghanistan, ist allerdings ganz surrealistisch.

– *Hat diese innere Treue, die Sie Ihrem Land Afghanistan halten, auch etwas mit der Sprache zu tun?*

Farsi Dari nennt man das in Afghanistan gesprochene Persisch. Es ist ein Akzent, der im Iran, wo man nur Farsi spricht, schwer zu verstehen ist. Die Schriftsprache aber ist die gleiche. Vielleicht könnte man Farsi und Farsi Dari vergleichen mit Hochdeutsch und der Schweizer Mundart, wobei unsere Sprachen einander noch näher sind als Mundart und Schriftdeutsch. Mein Buch ist in Farsi geschrieben, nicht in Farsi Dari.

– Fühlen Sie sich nun, da Sie schon fast zehn Jahre in der Schweiz leben, zerrissen zwischen Afghanistan und Europa?

Was mich vor allem von meinem Land distanziert, ist die grosse Ungerechtigkeit den Frauen gegenüber; überhaupt, die vielen schlimmen Dinge, die in Afghanistan passieren. Aber natürlich sind es nicht alle schlechte Leute, die dort leben. Wenn sie ein paar Jahre in Europa lebten, würden sie vieles anders betrachten. Und es gibt viele gute Dinge in unserer Religion. Aber ich bin völlig gegen diese Vermischung von Politik und Religion. Und dann darf man den Koran nicht wörtlich nehmen. Situationen ändern sich, Zeiten ändern sich. Auch die Religion muss sich der Zeit anpassen, sie kann daran nicht völlig vorbeigehen. Wenn ein Land im Wesentlichen einverstanden ist mit unverheirateten Paaren, dann muss die Religion da mitgehen.

Es gibt so viele Geschichten, in denen erzählt wird, wie der Prophet Mohammad das Gute sieht und fördert. Es wäre wichtig, diese Dinge auch zu sehen.

– In Ihrem sehr spannend zu lesenden Buch spitzen sich die Dinge am Schluss zu, aber Sie als Autor entscheiden gar nicht alle Schicksale, sie halten auch Dinge offen...

Ich habe das alles ganz bewusst so entschieden. Wie auch den Namen Masomah für die Tochter, die flieht. Er bedeutet „ohne Sünde“. Und tatsächlich ist sie eine zauberhafte Person. Man kann nicht wissen, wie so eine dramatische Geschichte ausgeht. Ich wollte nicht alles selbst bestimmen. Man kann nicht wissen, wie die Dinge werden. Ich habe lange darüber nachgedacht: Das ist die Realität.

Biografien

Hussein Mohammadi, 1986 in Afghanistan geboren, wuchs in Iran auf. Früh begann er zu malen und literarisch zu schreiben. 2006 wurden seine Werke in Teheran ausgestellt. Während seine ersten beiden Romane von der iranischen Regierung unterdrückt wurden, konnte der dritte Roman erscheinen.

2013 floh Hussein Mohammadi in die Schweiz, wo er u.a. als Schauspieler im interkulturellen Theaterprojekt Malaika und im Experi Theater Zürich mitwirkte. 2016 fand in Zürich seine erste Ausstellung mit Bildern und Kurzgeschichten statt, ein von ihm verfasstes Märchen wurde von Radio SRF ausgestrahlt.

Seine schriftstellerische Arbeit fand eine kontinuierliche Fortsetzung durch Weiter Schreiben Schweiz, ein Literaturportal für Exil-Autoren. In diesem Zusammenhang entstand auch *Scheherazades Erben*, Mohammadis erster Roman, der in deutscher Übersetzung erscheint.

Bernadette Conrad (*1963 in Stuttgart) hat in Konstanz Literaturwissenschaft studiert, lebt in Berlin. Sie arbeitet als Autorin, freie Kulturjournalistin und Literaturkritikerin für Die Zeit und Schweizer Medien (u.a. NZZ und Schweizer Radio SRF2). 2012 erschien von ihr die viel beachtete Biografie «Die vielen Leben der Paula Fox», (C. H. Beck), 2016 zusammen mit Usama Al Shahmani, «Die Fremde – ein seltsamer Lehrmeister» (Limmat Verlag).
www.bernadetteconrad.de

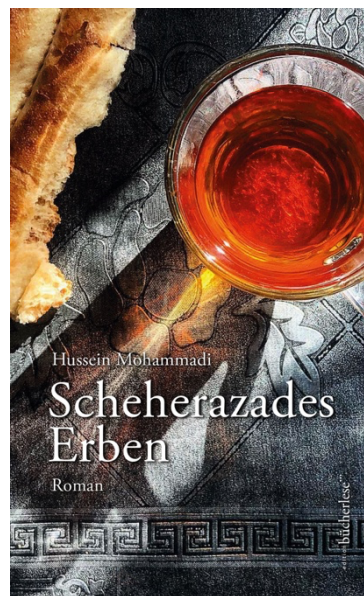


Foto: Ayse Yavas